

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1913

235 (29.8.1913) 2. Blatt

Literatur und Wissenschaft.

„Der erste vereinigte preussische Landtag 1847 und die öffentliche Meinung Süddeutschlands.“

Unter vorliegendem Titel hat Dr. Nina Kulenkamp eine Arbeit in dem letzten Heft der „Abhandlungen zur Mittleren und Neuere Geschichte“ (Berlin, Dr. Walthers Buchhandlung) veröffentlicht. Sie verweist uns in die Zeit der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo Deutschland im Gefühle seiner augenblicklichen Dohnmacht sich nach einer starken Hand sehnte, welche die im Volke lebenden Freiheits- und Einheitswünsche in die Wirklichkeit umsetzen und die Hoffnungen auf eine Umgestaltung der inneren Verfassungszustände verwirklichen würde. Man war überzeugt, daß Rettung nur von Preußen kommen konnte, weil nur Preußen stark genug sei, um wenn einmal selbst verfassungsmäßig regiert, auch das übrige Deutschland einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. Deshalb verfolgte man mit großer Spannung die Entwicklung, welche die preussischen Verhältnisse nehmen würden, ob die immer dringender werdenden Bemühungen der preussischen Provinziallandtage nach einer erweiterten Tätigkeit und nach einer zentralständischen Versammlung für Preußen von Erfolg sein würden. Als dann endlich im Jahre 1847 durch Patent Friedrich Wilhelms IV. die Bildung des vereinigten Landtages verfügt, und damit den preussischen Staaten eine Verfassung gegeben wurde, da waren es vor allem die süddeutschen Stimmen und Klätter, welche eingehend die Bedeutung dieses Patentes für ihre eigenen staatlichen Verhältnisse erörterten und prüften, ob das Patent und die dadurch geschaffenen Einrichtungen den Forderungen und Bedürfnissen der Bevölkerung genügen würden.

Die Verfasserin hat es sich zur Aufgabe gestellt, uns mit diesen Erörterungen bekannt zu machen und uns ein Bild der Stimmung zu geben, wie sie in süddeutschen Landen durch das Patent des Königs geweckt worden war. Den größten Teil ihrer Darstellungen nehmen die badischen Verhältnisse ein. Als Wortführer läßt sie zunächst den Liberalen Seidelberger Historiker Gerwinus sprechen, dessen Flugschrift: „Die preussische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847“ uns die Gesinnung kundgibt, die insbesondere in den Kreisen der Gelehrten herrschte — Doktrinaire, die in erster Linie nur Worte des Lobes hatten, weil Preußens König nicht alles das verwirklichte, — was sie in ihrem liberalen Programm als das Ideal einer Verfassung sich ausmalten. Sie verkannnten, wie die Verfasserin mit Recht ausführt, daß bei der preussischen Ständeversammlung es zunächst nicht so sehr darauf ankam, was den Ständen theoretisch an Rechten zugeteilt wurde, als was sie aus diesen Rechten im Laufe der Zeit zu machen wußten. Mit Unrecht macht Gerwinus Friedrich Wilhelm IV. den Vorwurf, daß er befangen in den romantischen Ideen seiner Kronprinzenjahre die Forderungen seiner Zeit nicht verstanden habe; er erkennt, daß den König nicht die Romantik einer verflochtenen Zeit, sondern das Bestreben leitete, einerseits die Macht, die er von seinen Vorfahren übernommen, auf jeden Fall soweit zu bewahren, als es die veränderten Zeitumstände gestatteten, andererseits aber den ihm als berechtigt anerkannten Bestrebungen des Volkes nach Teilnahme an der Regierung tunlichst zu entsprechen und dadurch einer Entfremdung zwischen Krone und Volk vorzubeugen, wie sie in Frankreich im Jahre 1789 der Dynastie so verhängnisvoll geworden war. Man kann der Verfasserin nur beipflichten, wenn sie Gerwinus vorhält, er habe bei seiner abfälligen Kritik der preussischen Ständeversammlung das Treuverhältnis zwischen dem Preußenvolke und der Hohenzollern-Dynastie verkannt und nicht berücksichtigt, daß gerade das Volk es war, welches eine Loslösung von der Dynastie durch Einführung einer parlamentarischen Regierung nicht wollte. Wie Gerwinus und mit ihm seine liberalen Freunde die preussische Verfassung als ungenügend für Preußen hinstellten, so bezweifelten sie auch, daß Preußen im Genusse einer solchen Verfassung nach außen den Einfluß gewinnen könne, den es seiner Größe und Lage nach auszuüben berufen sei.

Interessant ist es, in der Schrift weiter zu lesen, wie die Stimmung in den liberalen Kreisen gewechselt, nachdem der Landtag einmal seine Tätigkeit begonnen hat. Als Organ dieser Stimmung läßt die Verfasserin die gleichfalls von Gerwinus beeinflusste und speziell zur Klärung der deutschen Probleme ins Leben gerufenen „Deutschen Zeitung“ in Heidelberg sprechen. Die frühere doktrinaire Auffassung tritt jetzt hinter der Auffassung der praktischen Politiker zurück. Der Landtag wird jetzt nach seinen Werken beurteilt und es wird anerkannt, daß er ein Geschenk ist, welches freudig dankend von liberaler Seite begrüßt werden kann und das Glück und die künftige Größe Preußens und ganz Deutschlands gewährleistet.

Eine ähnliche Unzufriedenheit, wie sie ursprünglich beim Erscheinen des Verfassungspatentes auf liberaler Seite laut wurde, äußerte sich auch auf konservativer Seite nur mit dem Unterschiede, daß sie hier auf anderen

Erwägungen fußte. Den Liberalen erschien der Landtag gegliedert nach Ständen zwar die Idee nach richtig, in der praktischen Durchführung jedoch verfehlt, weil diese Gliederung sich infolge der den Ständen mangelnden Einheit nicht würde aufrecht erhalten lassen, die Liberalen sahen deshalb, wenn auch mit Bedauern, die Entwicklung Preußens zu einem konstitutionellen Staate abgebahnt. Was die Liberalen schließlich mit Freuden begrüßten, war ihnen also ein Anlaß zum Tadel, und das um so mehr, als ihnen die mit Bestimmtheit zu erwartende Vormachtstellung des protestantischen Preußens eine Gefährdung kirchlicher Interessen bedeuten mußte.

Anderes wiederum, wie die Auffassung der Liberalen und anders auch als die der konservativen Elemente ist die Stellungnahme der radikalen Partei. Die Verfasserin beleuchtet diese an der Hand des durch v. Struwe herausgegebenen „Deutschen Zuschauer“. Radikal wie das Programm der Partei ist auch die Auffassung der Radikalen über die preussische Verfassung. Nach ihrer Ansicht ist sie eine Fehlgeburt und ein Beweis dafür, daß von preussischen Staaten eine Besserung der deutschen Zustände nicht zu erwarten ist. Hilfe soll jetzt durchs Volk erwirkt werden; aus den Zeilen der Parteipresse tönt uns schon die Fanfare einer drohenden Revolution entgegen. Ähnlich wie in Baden äußern sich auch die Parteiergane in Württemberg und Hessen.

Die Verfasserin kann ihre interessanten Ausführungen mit der Feststellung schließen, daß abgesehen von den Radikalen alle einsichtigen Politiker in dem Patente des preussischen Königs vom 3. Februar 1847 einen Sieg des Konstitutionalismus sehen und eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege zur Einheit des deutschen Vaterlandes.

Tuti-Nameh oder Das Papageienbuch.

Eine heimliche Sehnsucht des Abendländers ist von altersher dem Osten zugewandt. Nicht nur kaufmännische Bestrebungen, wenn solche vielleicht, wie überall, auch hier dem allgemeinen Interesse zuerst einen Weg brachen, sondern vor allem die Neigungen der Einbildungskraft wiesen jenem die Richtung des Sonnenlaufes, wo er Glanz, Reichtum, Schönheit, kurz, alles fände, was seinen Sinnen schmeicheln würde. Die orientalische Szene hat allerdings etwas unmittelbar Bezuhendes, es liegt wirklich etwas wie eine andere Welt in ihr, so fremdartig und anziehend zugleich sind ihre Formen; daher es verständlich ist, daß die Träume der Europäer, ihre vertieften Hoffnungen und schweifendsten Wünsche seit Jahrtausenden gern in jenen Ländern sich aufhalten, wo duftreiche Blumen, schöne Frauen, edle Metalle, kostbare Gewürze und andere Mittel sinnlichen Genusses immer zur Hand zu sein und das Zentrum des Lebens und der Anschauung von ihm darzustellen scheinen.

Bei dieser Konstellation des allgemeinen Interesses in Europa für den Osten kann es nicht Wunder nehmen, daß eine lebhaft nachfrage bezüglich der literarischen Erzeugnisse des Morgenlandes besteht, weil ja die Dichtung von dem Dasein der Völker jeweils den intimsten Ausdruck bildet und infolgedessen höchst geeignet ist, der Phantasie fruchtende Nahrung zu geben. Die Geschichten aus „Tausend und einer Nacht“ sind ein unerschöpflicher Quell des bewußten Träumens, der freien Phantasiefähigkeit, und sie haben in weitester Ausdehnung entsprechend gewirkt und wirken so noch immer fort. Ein seiner ganzen Art nach ähnliches Werk ist „Tuti-Nameh“ oder „Das Papageienbuch“, das in der nach einer türkischen Fassung hergestellten Übersetzung des verdienstvollen Orientalisten Georg Rosen (als siebzehnter Band der schönen Bibliothek der Romane des Inselverlags zu Leipzig) soeben erschienen ist. Seine Entstehung liegt hinsichtlich der Zeit in schwer zu durchdringendem Dunkel, hinsichtlich des Ortes aber kann mit ziemlicher Sicherheit Indien angenommen werden; ursprünglich wohl, wie alle Volksepen, auf verschiedene Verfasser zurückgehend, ist es dann auf dem Wege volkstümlicher Überlieferung nach Persien gekommen, wo es in der literarischen Blütezeit die grundlegende Zusammenstellung und erste künstlerische Ausformung fand, jene Gestalt, auf der auch die türkische Bearbeitung fußt, welche ihrerseits der deutschen Ausgabe als Vorlage gedient hat.

Wer auch immer sich an die Lektüre dieses Buches macht, mit dem ersten Satze, den er liest, findet er seine Phantasie sogleich gefangen und sich mit ihr in dem verhaftenden Reich der Märchen, wo alles wahr ist, was geschieht; verstrungen in einer schier unentwirrbaren Fülle von Begebenheiten und Reizen von Formen und Farben, fesselt die Erzählung unbedingte, wie das Leben, das sie darstellt, selber tun würde. Der Name des Buches rührt von der Idee des Ganzen her: ein Kaufmann, der auf Reisen geht, empfiehlt seine junge Frau und seinen weifen Papagei einander zur Obhut, und als die Dame, von Einsamkeit geplagt, auf Abenteuer gehen will, gelingt es dem listigen Vogel, sie durch Erzählung flug angelegter Geschichten von Nacht zu Nacht hinzu-

halten, bis der Kaufmann zurückkommt und seine Gemahlin unversehrt vorfindet.

Aus dieser Andeutung dürfte erhellen, daß der Charakter des „Tuti-Nameh“ ein ethisch-didaktischer ist, daß in diesem Buche eine Tendenz walte, die es auf die „Moral von der Geschichte“ abgesehen hat, auf einen gewissen erzieherischen Effekt sonach. Und es ist nicht zu leugnen, daß die Dinge so liegen, es handelt sich in dem Buche häufig darum, praktische Lebensweisheiten in gefälliger Form auszusprechen, Sentenzen übrigens, die von der zunehmenden Zivilisierung des allgemeinen Weltgefühls im Morgenlande Zeugnis geben; auch als Fürstenspiegel verdient das „Papageienbuch“ Beachtung, indem es vielfach auf die Pflichten eines tugendhaften Regenten eingeht.

Mag allerdings diese besondere Richtung des Denkens Grundriss und kunstvollen Aufbau des Werkes bestimmt haben und auch in manchen Sinnbildern wirksam sein, so triibt doch dieser Zug nirgendwo den starken, einfach menschlichen Eindruck, der von dem Ganzen, als von einer in bestimmten Anschauungen der Welt und des Lebens auf ihr genährten Geistesfrucht, einem Erzeugnis völkischer Sinneseart, bezwinglich ausgeht. Diese Geschichten und Geschichten in Geschichten sind in der Tat eines urkümlichen Lebens voll und in ihrer Weise Meisterstücke der orientalischen, ja manchmal der Erzählkunst an sich. Und sie erscheinen durchströmt von dem unergänglichen Hauch der Dichtung, der Verbilligung des Daseins, jenem geistigen Willen, der alles in ihm mit seinem Odem erfüllt und dem niemand sich zu entziehen vermag.

Gräfin Luise Noj: Die Colonna.

In zwei prächtig gebundenen Bänden (Verlag von Klinckschold und Biermann, Leipzig), die mit gut ausgeführten Kunst- drucken reich ausgestattet sind, ist von der Verfasserin eine Fülle von Wichtigen und Unwichtigen über die Geschichte des römischen Adelsgeschlechtes der Colonna und über die ewige Stadt selbst zusammenggetragen. Die Schwierigkeit einer gerechten Würdigung dieses Werkes besteht darin, daß es den Anspruch erhebt sowohl historisch wie auch kultur- und kunstgeschichtlich zu sein; in der Tat aber ist es nicht möglich, das Werk unter einen dieser drei Gesichtspunkte unterzubringen. Ein Blick für die Zusammenhänge historischen Geschehens fehlt gänzlich. Viel wird uns von Kriegen erzählt, das bunte Gewimmel von Schlachten geschildert, aber wir erfahren dabei fast nie die tiefere Veranlassung dieser Kämpfe. Als Tatsachen aufgezählt wird alles, innerlich verarbeitet nichts. Dies gilt sowohl von der Zeit des großen Schismas und des Konzils von Konstanz, das einen Colonna (Martin V.) auf den päpstlichen Stuhl erhebt, wie auch von den Kriegen Karls V. und Franz I. und von den Jagen bei der Herrscher nach Italien. Wohl erhalten wir eine oft hinreichende Schilderung von Kämpfen, die von den Päpsten gegen die Colonna geführt werden; die Veranlassung dieser Kämpfe aber erfahren wir selten. Bei der Besprechung der mittelalterlichen Geschichte hält es die Verfasserin unter ihrer Würde, auf die weltgeschichtliche Bedeutung der Gibellinen- und Guelfenpartei einzugehen; fortwährend wird zwar von ihnen geredet und wir sehen die Colonna auf beiden Seiten stehen, aber davon, was den Parteien ihr bestimmtes Gepräge gibt, hören wir nichts. Eine klare Vorstellung vom Wesen des mittelalterlichen Kaisertums fehlt gänzlich; der Verfasserin sind deutscher König und römischer Kaiser deutscher Nation identische Begriffe. Maximilian I. wird als der „letzte Kaiser“ bezeichnet, trotzdem aber wird wenige Seiten später von der Kaiserkrone Karls des V. zu Bologna gesprochen.

Im kulturhistorisch zu sein, fehlt es dem Werke an Tiefe. Fruchtbare Teile, Luxus, die gesellschaftliche Stellung der Geschlechter zu einander, der Zug nach Weltlust und Aste, der Drang nach Universalherrschaft und die Gemaltat eines Cesare Borgia sind zwar Kennzeichen und Auswüchse bestimmter Kulturen, aber nicht diese selbst. Durch acht Jahrhunderte hindurch führt uns das Buch, dabei erfahren wir aber nur einmal — zur Zeit der beginnenden Renaissance — was jene Menschen eigentlich innerlich bewegte. Aber so wenig wie vom Geiste der Zeiten, wird uns etwas vom Geiste der einzelnen Menschen erzählt. Prächtige Gestalten sind es, die an uns vorüberziehen, aber wollen wir uns wirklich ein Bild von ihnen machen, so müssen wir uns das über sie Gesagte an der Hand des Inhaltsverzeichnis mühsam zusammenfinden. Eine der bekanntesten und bedeutendsten Erscheinungen des Geschlechtes der Colonna ist gewiß Vittoria, Marchese von Pescara, die Freundin Michelangelos. Das, was die Verfasserin uns über diese große Dichterin zu sagen weiß, ist lange nicht ausreichend; eine gerechte Würdigung dieser großen Persönlichkeit werden wir hier vergeblich erwarten. Das Beste, was sich in diesem Buche über Vittoria findet, ist wörtliches Zitat aus Quellen und Literatur.

Wir können der Verfasserin nur dankbar sein, daß sie die beiden Bände so reich mit authentischen Bildern der Colonna geschmückt hat, denn erst durch sie wird es möglich, uns eine einigermaßen zutreffende Vorstellung vom Wesen der Mitglieder dieser Familie zu machen; sie ergänzen den Text in sehr vorteilhafter Weise und bieten eigentlich das, was die Verfasserin uns von Rechts wegen geben sollte. Das einzige psychologische Gemälde, das als wirklich gelungen bezeichnet werden kann, ist das des herzigen kleinen Knabens Maria Mancini, der Nichte Margaritas und Gemahlin des Großcomnetable Lorenzo Onofrio Colonna. Als kunsthistorisch läßt sich das Buch deswegen nicht beurteilen, weil dieser Zweig, welcher der Verfasserin am besten zu liegen scheint, der ganzen Anlage des Werkes gemäß zurücktreten muß. Gewiß enthält das Buch oft herrliche Natur- und Landschaftsbilder, die sehr gelungene kleine Genrebildchen, auch der Kampf um Malta und die Schlacht bei Lepanto, bei welcher Marc-Antonio Colonna neben Don Juan d'Austria den Oberbefehl führte, sind hinreichend geschildert. Aber wer solch eine zarte Anlage besitzt, in prächtigen Stimmungsbildern die Intimitäten der Natur und der Landschaft zu künden, sollte sich nicht erlauben, ein großer Schlachten- und Historienmaler sein zu wollen. Wie ich gehört habe, soll von berufener Seite eine Geschichte des Hauses Colonna bis zum 14. Jahrhundert demnächst veröffentlicht werden.

Dr. Peter.

